ANNETTE & MARTIN

MEYERS

Der Sheriff von New York

DUTCHMAN 4

Weltbild

New York im 17. Jahrhundert:
Pieter Tonneman ist durch die Heirat mit der heilkundigen Jüdin Racqel endlich zur Ruhe gekommen. Doch sein Glück wird schneller getrübt, als ihm lieb ist: Denn als ehemaliger Sheriff wird er in die Pflicht genommen, die rätselhaften Tiermorde aufzuklären, die die Bewohner der jungen Handelsstadt beunruhigen. Als kurze Zeit später der erste Mord an einem Menschen bekannt wird, ist plötzlich von Teufelswerk und Schwarzer Magie die Rede. Und bald ist Racqel aufgrund ihrer heilkundlichen Fähigkeiten Ziel fanatischer Hetze …

Dutchman-Serie

1. Ein Holländer in New York
2. Das Kingsbridge-Komplott
3. Das Todeswasser von New York
4. Der Sheriff von New York
5. Das Haus in der Mulberry Street
6. Der Luzifer Pakt

Annette & Martin Meyers

Der Sheriff von New York

Historischer Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von Helmut Gerstberger

Weltbild

Die Autoren

Bevor Annette Meyers mit der Schriftstellerei begann, arbeitete sie 16 Jahre als Assistentin des bekannten Broadway-Produzenten und Regisseurs Hal Prince. Später war sie 16 Jahre bei einem Headhunter beschäftigt, der führende Wallstreet-Positionen vermittelte.

Mit ihrem Mann Martin arbeitete sie an einer historischen Serie, die in den Jahren zwischen 1684 und 1884 in New Amsterdam, einem Teil von New York, angesiedelt ist. In Amerika erscheinen diese Romane unter dem holländisch klingenden Pseudonym Maan Meyers, in Deutschland unter dem Namen des Ehepaars: Annette und Martin Meyers.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Dutchman's Dilemma.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1995 by Annette Meyers and Martin Meyers
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1998 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Übersetzung: Helmut Gerstberger
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © istockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95973-629-9

Wir widmen dieses Buch unserer Nichte Barbara Meyers.

In liebevoller Erinnerung

Danksagung

Für ihre Erfahrung und ihre Ratschläge danken wir John Milnes Baker, Annette Botnick, der Auskunftsbibliothekarin am Jewish Theological Seminary, den Bibliothekaren der Local History Division der New York Library sowie den Bibliothekaren der New York Historical Society Library.

Außerdem gilt unser Dank Chris Tomasino und Kate Miciak für ihre stete Unterstützung und ihr Wissen.

Die Kolonie von Manhattan ist mit dem fruchtbarsten Boden von ganz Neuengland gesegnet; ich habe Männer mit Urteilsvermögen und Integrität berichten hören, dass ein Scheffel europäischer Weizen in einem Jahr einen Ertrag von hundert Scheffeln erbracht hat. Andere Handelsgüter sind Felle und dergleichen. New York liegt an der Mündung des breiten Flusses Mohegan und ist aus holländischen Backsteinen alla moderna errichtet, und selbst das geringste Haus besitzt einen Wert von einhundert Pfund. Zur Landseite hin wird es umgeben von einer Mauer ansehnlicher Stärke, und in der Einfahrt zum Fluss liegt eine gut befestigte Insel, von der aus jedes Schiff gesichtet wird, das versuchen sollte, ohne Erlaubnis zu passieren.

Josselyn, An Account of Two Voyages
to New-England, 1674

Prolog

Sonntag, 17. März
Die dunklen Stunden vor der Dämmerung

Das bleiche Licht des Mondes fiel auf die Klinge. Der Sucher hielt das Messer so fest in seiner Faust, dass die Knöchel weiß hervortraten; er fühlte den peinigenden Schein und verdeckte seine Augen vor dem verwitterten Gesicht im Mond, das höhnisch auf ihn herabzugrinsen schien. Als der Mond sich hinter dunklen Wolken versteckte, ließ der Schmerz nach.

Doch der Sucher würde zuletzt lachen, bevor der Morgen dämmerte. Auch ohne Mond war der Weg klar. Die Dunkelheit war ein geliebter Freund.

Wütende Windböen zerrten am Umhang des Suchers, blähten ihn hinter ihm auf wie ein kleines Segel und ließen seinen feinen roten Rock darunter hervorblitzen.

Der Wind trug die Fetzen einer Stimme an sein Ohr. Sie war zu fern, um die Worte zu verstehen, doch der Sucher wusste, es war der Ruf der Schnarrenwache, der ›die fünfte Stunde und alles ruhig‹ verkündete. Die Schnarrenmänner waren die Nachtwachen von New York, das einmal New Orange und davor Neu-Amsterdam und schon immer ein Sodom gewesen war.

Der Ruf der Nachtwache hallte über das schlafende Dorf, gefolgt von anderen Rufen, die antworteten, verzerrt und entstellt, nicht mehr als Geräuschfetzen im böigen Märzwind.

»Sünder!«, murmelte der Sucher. Bald schon würden sie die Verdammnis des Höllenfeuers kennenlernen.

Die Nacht war erfüllt von dem beißenden Geruch von Tieren und Dung. Das Messer in der Hand des Suchers hatte einen Augenblick lang gezittert, doch dann zuckte die tödliche Klinge durch die Luft, als sei sie zu eigenem Leben erwacht. Ein prächtiger Hirsch blieb auf einem kleinen Hügel stehen; sein Geweih ragte empor wie der Baum des Lebens. Er hob witternd den Kopf in die Luft, machte alarmiert kehrt und verschwand im Gebüsch.

Die Windmühlen waren nur schwarze Schatten vor dem dunklen Himmel und boten wenig Orientierungshilfe, doch der Sucher brauchte keine. Der Mond kehrte rechtzeitig zurück, um seinen Weg zu erhellen.

Durch die geschlossenen Fensterläden von Arian Cornelisens Breadloaf-Taverne sickerte ein matter Lichtschimmer. Seit Mitternacht war Sonntag. Cornelisen zapfte Bier am Tag des Herrn. Der Sucher schwor, der Tavernenbesitzer würde teuer für dieses Vergehen bezahlen.

Der Weg war klar. Kein Zögern jetzt. Gottes Werk war zu tun.

Oder das des Teufels, wenn es sein musste.

Die Bäume neigten sich unter dem Zorn des heftigen Windstoßes, der aus dem Nichts kam und die Bowery Road hinabfegte. Gott und der Teufel waren in der Tat zornig. Der Sucher fühlte in sich die warme Glut von Befriedigung. Seine Mission in dieser Nacht war

gesegnet. Oder verdammt.

Vor ihm die Stadt und das Water Gate. Beide Tore – das Tor hier am Fluss und das am Broad Way – waren zur Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, von sechs Uhr abends bis sechs Uhr früh, geschlossen.

Der Sucher huschte von der Straße in den Wald und kauerte sich auf die kalte Erde. Vorsichtig und geräuschlos bog er einige Zweige zur Seite. Der Wächter am Water Gate hockte auf seinen Absätzen, den Rücken gegen das massive, mit Eisenverstrebungen verstärkte Tor gelehnt, das in den Ostteil der Stadt führte. Sein Kopf war auf die Brust gesunken und sein röchelndes Schnarchen sägte durch die aufgewühlte Luft. Die Partisane und das Radschlossgewehr des Wächters lehnten ebenfalls neben ihm an dem breiten Tor.

Der Sucher küsste seine Klinge und streckte sie dann dem Mond entgegen.

Otto Wersten hielt die Laterne ruhig. Es half nicht viel; die Flamme flackerte im Wind und erlosch. Er hätte dankbar sein sollen, dass der Mond schien, doch Otto hasste die hellen Nächte des Vollmonds, die seine Ma die Nächte des Teufels nannte, wenn die Geister der Toten und die Hexen umhergingen. Er war nur dankbar, dass diese Nacht bald vorüber war. Abgesehen davon, dass er ein wenig Licht brauchte, um seinen Weg zu finden, war ihm die tröstliche Dunkelheit lieber. Er sah sehr gut in der Dunkelheit – besser als seine Kameraden. Sie nannten ihn deshalb Katzenauge.

Wie immer hatte Otto um zehn Uhr, ausgerüstet mit seinem Abzeichen, seiner Laterne, seiner Holzschnarre und seinem Stock, den Dienst angetreten, und jetzt freute er sich auf sein Bett. Er stellte die Laterne ab und fischte in dem Beutel, der unter seinem Arm hing, nach der Feldflasche. Dabei stieß er die Rätsche aus seinem breiten Ledergurt. Brummelnd kniete er sich nieder und tastete mit der Hand über den Boden. Die Kälte schnitt beißend durch seine wollenen Handschuhe. Da war sie. Vorsichtig, um keinen Lärm zu machen, schob er die Rätsche an ihren Platz hinter seinem Gürtel zurück. Das fehlte ihm noch, die übrigen Wachen zu alarmieren, wenn er gerade dabei war, sich einen Schluck zu genehmigen. Er nahm einen tiefen Zug von dem Brandy, wobei er, den Kopf weit in den Nacken zurückgelegt, mit einer Hand seine Mütze aus Kaninchenfell festhielt. Das tat gut. Er wischte sich mit dem Ärmel seines abgetragenen grauen Uniformmantels über den Mund. Der Brandy verströmte eine wohlige Wärme in seinem Bauch. Da es bis zur Dämmerung kaum mehr eine Stunde war und er seine Handschuhe nicht ausziehen wollte, machte sich Otto nicht die Mühe, die Laterne wieder anzuzünden.

Das Messer des Suchers stieß in das Erdreich und brach es auf. Er richtete sich auf und warf links neben dem Kopf der schlafenden Wache Erdbrocken gegen das Tor.

Der Mann stieß einen undeutlichen Fluch aus und sprang auf die Beine, wobei er seine Waffen umstieß. Er tastete in der Dunkelheit nach ihnen und bekam zuerst seinen Spieß zu fassen. »Wer da?«, rief er.

Der Sucher miaute wie eine Katze.

Der Wachtposten trat, die Spitze seiner Partisane nach vorn gestreckt, in den Wald. »Ja, Miezekatze. Komm, Mieze, komm.«

Der Sucher miaute erneut und lockte den Wachtposten damit tiefer in den Wald. Dann schlich er mit einem Kopfschütteln ob der Dummheit des Mannes in einem Bogen um den Posten herum und schlüpfte in die schlafende Stadt. Niemand, außer einem, bemerkte sein Kommen.

Vor Kälte zitternd, sprach Otto ›Katzenauge‹ Wersten ein rasches Gebet, denn er war ein guter Christ. Er genehmigte sich noch einen Schluck aus der Flasche und verstaute sie dann wieder in seinem Beutel. Es war eine lange Nacht gewesen. Länger als die meisten, wie ihm schien. Er wickelte seinen dicken schottischen Wollschal einmal um seinen Hals und zog die Schutzklappen seiner Mütze über die Ohren.

Ottos Runde führte ihn den Broad Way hinab. Er hielt sein Halbstundenglas in das vermaledeite Mondlicht empor. In der oberen Hälfte war fast kein Sand mehr. Otto räusperte sich. Dann rief er: »Halb fünf am Morgen und alles ist ruhig!«

Unmittelbar nach seinem Ruf trug der Wind Jan Koppers Ruf von irgendwo drüben am East River zu ihm herüber. Doch Koppers Ruf war lang gezogen und mit volltönender Stimme hinausgeschmettert. Der gute Jan – versuchte immer, ihn auszustechen.

Als er sich dem alten Zuhause von Stuyvesant, dem Great House, näherte, das jetzt von den Beefeaters Whitehall genannt wurde, blieb Otto wie erstarrt stehen.

Ein entsetzlicher Schrei, ein Schrei, wie ihn nur einer von Satans Verdammten ausstoßen konnte, fuhr ihm durch Mark und Bein. Der gellende Schrei ließ seine Knie weich werden und in seinem Kopf breitete sich eine schwindelerregende Leere aus. Er neigte den Kopf zur Seite und hielt seinen Stock bereit. Von wo war dieses grauenvolle Kreischen gekommen?

Das Große Haus war die Residenz von Nicasius de Sille, dem Obersten Ratsherrn des Governors Edmund Andros. Der Governor selbst kam selten nach Manhattan; er weilte lieber in seinem prachtvollen Haus auf Governors Island draußen in der Bucht.

Ein Stück abseits des Großen Hauses, am Ende eines Seitenwegs und durch eine Reihe Hartriegelbäume und ein hohes Tor vom Haupthaus getrennt, stand ein neues Gebäude: die Remise des Obersten Ratsherrn.

Otto rannte, seinen Stock in der Faust, den gepflasterten Weg hinab. Das Tor stand weit offen. Vorsichtig näherte sich Otto der Remise. Das entsetzliche Kreischen im Innern des Gebäudes hatte ebenso abrupt aufgehört, wie es begonnen hatte; er hörte das angstvolle Stampfen und Wiehern in Panik geratener Pferde. Jemand oder etwas hämmerte gegen das Tor der Remise. Ein kalter Schauder lief über Ottos Rücken. Gott gebe, dass es kein böser Geist ist! Oder vielleicht sogar der Teufel selbst!

Trotz seiner Angst hielt Otto seinen Stock fest umklammert und stemmte seine Füße breitbeinig in den Boden. Als er die Hand ausstreckte, um vorsichtig einen Flügel des großen Tors aufzuziehen, flogen beide Torflügel auf. Etwas Nasses und Warmes spritzte in Ottos Gesicht. Er wurde zu Boden geworfen, als ein großes Tier an ihm vorbeigaloppierte.

Das Fort von New York, das James-Fort, war weniger als eine Viertelmeile von der Whitehall Street entfernt. Innerhalb des alten Kastells stand die Kapelle. Sie war 1642

erbaut worden und hieß im Volksmund nur die Steinkirche. Sie war das erste Gotteshaus in Neu-Amsterdam gewesen und seinerzeit hatte die Gemeinde der Niederländischen Reformierten Kirche ihre Gottesdienste in ihr abgehalten. Jetzt wurden in ihr die Gebete der Kirche von England gesprochen.

Schatten huschten über die Steinwände der Kapelle. Reverend Charles Gordon hielt seine Lampe in die Höhe, als er vom Pfarrhaus zur Kirche und dann direkt zur Kanzel strebte. Dies war seine Zeit – die Stunde vor der Morgendämmerung am Sonntag, wenn er als Vorbereitung für den Gottesdienst das persönliche Gespräch mit Gott suchte und sich daran erfreute.

Doch dieser Tag des Herrn begann gar nicht gut. Die Lampe in der ausgestreckten Hand, trat der Pater näher. In dem aufgeschlagenen Gebetbuch auf dem Chorpult lag wie ein Lesezeichen ein blutiges Sakrileg. »Herr im Himmel, bewahre uns!«, ächzte Reverend Gordon entsetzt.

Ein Hahn krähte. Ottos Katzenaugen waren mit etwas verklebt, das die aufgehende Sonne auslöschte. Schlamm? Er wischte mit der Hand darüber. Noch bevor er es auf seinem Handschuh sah, wusste er, was es war; der Geruch von warmem Blut würgte ihn, noch während er halb ohnmächtig auf dem kalten Pflaster lag. Er war über und über damit besudelt. Panisches Wiehern gellte durch die Nacht. Otto rappelte sich taumelnd auf die Füße. War das sein Blut? Er tastete mit den Händen über seinen Körper; keine Wunde, kein Schmerz. Das Pferd, das ihn über den Haufen gerannt hatte, hatte ihn mit Blut bespritzt. Er rannte erneut auf die Remise zu, deren Tor jetzt offen stand, und stieß beinahe mit Richard Smythe, dem Stallknecht, zusammen. Drinnen wieherten Pferde.

»Was ist los?«, schrie Smythe.

Otto schüttelte heftig den Kopf und bespritzte dadurch auch Smythe mit Blut. Stumm vor Entsetzen deutete er mit seinem Stock in die Richtung, aus der der Blutgestank und das Wiehern der Pferde kamen. Er riss seine Rätsche aus dem Gürtel und drehte sie so schnell er konnte in der Luft, um Hilfe angesichts der Scheußlichkeit herbeizurufen, die sie hinter dem offenen Tor erwartete.

Drinnen wieherten schrill zwei in Panik geratene Pferde und schlugen mit ihren Hufen Löcher in die Wände ihrer Boxen. Sie versuchten verzweifelt, dem Geruch des Todes zu entrinnen. Otto und Smythe hatten Mühe, sich auf den Beinen zu halten, denn ihre Stiefel rutschten auf den glitschigen Lachen aus, die den gepflasterten Boden bedeckten. Das Licht des frühen Morgens sickerte durch das offen stehende Tor und enthüllte die entsetzlichen Greuel dort drinnen. »Herr im Himmel!«, schrie Smythe auf.

»Amen«, ächzte Otto.

Smythes Hände begannen so heftig zu zittern, dass Otto ihn zurückschob. Mit vorsichtigen Schritten betrat der Wachmann die Remise. Der prachtvolle schwarze Hengst des Governors, ein Geschenk von König Charles, lag mit aufgeschlitztem Bauch in seinem Blut, und seine Eingeweide ergossen sich über das Stroh.

Kapitel 1

Sonntag, 17. März
Früher Morgen

In Gedanken versunken machte Tonneman mit seiner Tasse Kreise auf der zernarbten Tischplatte aus Walnuss. Dieser Schankraum mit seiner horizontal geteilten Schwingtür, der niedrigen Holzbalkendecke und den langen Tischen barg Erinnerungen für ihn. Als die Queen Street noch Pearl Street geheißen hatte, war der Name der Old Soldiers Taverne Hendicks und Joosts Pear Tree gewesen.

Tonneman nahm einen Schluck von seinem Tee, dann einen Zug aus seiner Pfeife. Er trank keinen Schnaps mehr – schon seit elf Jahren nicht mehr. Und selbst wenn ihm der Sinn nach einem Brandy gestanden hätte, hätte er ihn hier nicht bekommen. In New York war an Sonntagen das Trinken von Alkohol verboten und ebenso nach zehn Uhr nachts an jedem anderen Tag. Der einzige offizielle Grund, weshalb die Taverne geöffnet hatte, war der, dass der Bürgerrat sie zur Poststation erklärt hatte, wo der Postreiter nach seinem langen Ritt die Post ablieferte.

Jeder Mann konnte, wenn er Durst hatte, zu Hause auch sonntags ein Bier trinken. Es war das zweite oder dritte, das ihn vom Gebet oder notwendigen Arbeiten abhielt und das gegen Gott und das Schankgesetz verstieß.

Die Erinnerung an damals grub tiefe Falten in die lederne Haut um Tonnemans Augenwinkel: Er war der Schout von Neu-Amsterdam gewesen, und Maria und Hendrick hatten noch gelebt. Jetzt war Maria tot, und Hendrick war tot und Joost ebenfalls. Es kam ihm vor, als sei dies alles vor einer Ewigkeit gewesen. Noch vor den Engländern.

Die Engländer hatten Tonneman als Sheriff behalten. Ein Grinsen huschte über sein Gesicht. Sheriff der New Yorker Kolonie Seiner Majestät. Eine ziemliche Ehre für einen Holländer. Und das war gut so gewesen. Weil er wieder heiraten wollte, hatte er ein regelmäßiges Einkommen dringend gebraucht. Es war inzwischen schon mehr als zehn Jahre her, dass er und Racqel geheiratet hatten, und noch bevor die Trauerzeit für Racqels Mann um gewesen war. Benjamins Bruder, David Mendoza, hatte diesen Verstoß gegen die Konventionen als einen weiteren Grund unter vielen anderen benutzt, Racqel als Ausgestoßene zu brandmarken und gegenüber den anderen Juden zu denunzieren. Ein grimmiges Lächeln spielte um Tonnemans Lippen. Allein dass Racqel einen Christen geheiratet hatte, der sich zudem noch weigerte zu konvertieren, war sicherlich schon Grund genug gewesen.

Tonneman wäre zufrieden gewesen, wenn Racqel die geblieben wäre, die er kennengelernt hatte: eine unfruchtbare Frau und kinderlose Witwe eines anderen Mannes. Doch dann hatte sie sehr schnell einen Jungen, ein Mädchen und noch einmal zwei Buben bekommen, und Tonneman war plötzlich wieder Vater gewesen – mehrmaliger Vater –, und in sein Leben war mehr Freude und Glück eingekehrt, als er für möglich gehalten hatte.

Mit der Geburt der Jungen war der barbarische jüdische Brauch der Beschneidung zu

einem zentralen Thema ihrer Ehe geworden. Trotz seiner Bedenken hatte er sich einverstanden erklärt, dass seine Jungen als Juden erzogen würden. Erst jetzt – nachdem sie durch eine Fehlgeburt vor vier Monaten, während der Aufregungen der zweiten holländischen Herrschaft, als die Stadt vorübergehend New Orange hieß, ihren vierten Sohn verloren hatte – hatte seine Frau sich in den Kopf gesetzt, dass er, Tonneman, ebenfalls Jude werden müsse, damit auch der Tod sie nicht trennen könne.

Er zündete an der Kerze auf dem Tisch von Neuem seine Pfeife an. Frauen. Dies war für ihn nichts Neues. In all den Jahren ihrer Ehe war es immer auf dasselbe hinausgelaufen: Werde Jude. Tu es für mich. Für die Kinder.

Und Racqels eigene Leute mieden sie, weil sie einen Christen geheiratet hatte; die meisten von ihnen zumindest. In New York lebten mehr Leute als in Neu-Amsterdam: vielleicht dreitausend mittlerweile. Und die kleine jüdische Gemeinde von etwa 35 bis 40 Seelen blühte. Doch selbst jetzt noch verging keine Woche, in der nicht der eine oder andere Racqel mit einer grausamen Bemerkung oder ebensolchem Verhalten vor den Kopf stieß.

Sie hatten christlich geheiratet, in der Niederländischen Reformierten Kirche in der Duke Street, der Steinkirche im Fort, die jetzt englisch war. Racqel hatte die ganze Zeremonie hindurch geweint. Nach der Geburt von Moses im Herbst ’65 hatte Tonneman seiner Frau gegenüber den irrsinnigen Schwur geleistet, der ihm über die Jahre hinweg so viel Kummer bereitet hatte, dass er ihren Glauben annehmen würde. Und er hätte es auch getan, wenn er nur Ja hätte sagen brauchen. Doch er brachte es einfach nicht fertig, was Racqel von ihm zu tun verlangte. Er war schlichtweg zu dickschädelig, all diese fremdartigen Worte zu lernen oder merkwürdigen Dinge zu tun. Er war einfach außerstande, sich der jüdischen Taufe zu unterziehen. Und am allerwenigsten war er bereit, sich unter das jüdische Messer zu legen.

Trotz all dem hatte Racqel die Kinder im Bewusstsein erzogen, dass sie Juden waren. Doch die meisten Juden der Stadt hatten ihr und ihren Kindern den Rücken gekehrt.

Tonneman seufzte. Davon abgesehen, führten sie zusammen ein gutes Leben. Ihre Liebe füreinander war mit der Zeit noch tiefer geworden und sein Verlangen nach ihr war ebenso groß wie das ihre nach ihm. Das wusste er.

Nach Moses hatte seine kleine Maria das Licht der Welt erblickt und dann kamen Benjamin und Daniel. Die Fehlgeburt war traurig gewesen, doch das gehörte zum Leben dazu; seine erste Frau, Maria, hatte viele zu erleiden gehabt. Das Gute war vom Schlechten nicht zu trennen und alles in allem waren die Tonnemans eine Familie.

Aber Racqel hatte ihre andere Familie verloren, die Gemeinschaft ihrer Glaubensbrüder und -schwestern, und er wusste, welch unendlichen Kummer ihr das bereitete. Manchmal, wenn er den Schmerz in ihren Augen sah, brach es ihm fast das Herz.

Ihre jüdisch-christliche Ehe belastete Tonneman selbst nicht im Geringsten. Nach Marias Tod im Jahr ’63 – lange bevor er Racqel kennenlernte – war er so gut wie nie in die Kirche gegangen, und jetzt ging er überhaupt nicht mehr. Gott vergebe ihm.

Er und Racqel hatten zunächst darüber gesprochen, in die Niederlande zurückzukehren und ganz von vorne zu beginnen. Die Familie ihres Vaters lebte noch immer dort; viele von ihnen waren Ärzte, wie es auch ihr Vater gewesen war. Vielleicht würde man ihr

unter deren Supervision sogar erlauben, das medizinische Wissen, das sie von ihrem Vater erworben hatte, in der Praxis auszuüben. Tonneman war sogar von seinem Posten als Sheriff zurückgetreten, doch dann hatte ihm sein guter Freund Conraet Ten Eyck ein Angebot gemacht.

Also waren er und Racqel geblieben und sie waren mittlerweile froh darum. Tonneman, der einstige Seemann und ehemalige Gesetzeshüter, war nun Geschäftsmann und Partner seines Freundes Ten Eyck. Sie hatten so gut wie bei allem die Hände im Spiel, was in dieser Stadt geschah – ob man sie nun Neu-Amsterdam, New Orange oder New York nannte. Wenn eine Straße gepflastert werden musste, wenn die Brunnen der Stadt gesäubert oder die Stadtmauer ausgebessert werden musste, was ständig der Fall war, waren sie es, die die Sache in die Hand nahmen.

Ten Eyck und Tonneman waren außerdem auch noch Landaufseher in Diensten der Stadt. Sie inspizierten Zäune und kümmerten sich darum, dass die Straßen in gutem Zustand waren. Es war ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Bürger sich dieser Probleme annahmen. Wenn sie etwas nicht selbst erledigen konnten, übernahmen dies Ten Eyck und Tonneman – gegen eine geringe Vergütung natürlich – oder sie stellten Arbeiter zur Verfügung, die sich um die Probleme kümmerten.

Die Firma nahm auch Wiegegeld ein, und er und Ten Eyck fungierten als Wiegemeister von New York für Äpfel, Zwiebeln und Rüben. Außerdem entschieden sie, welche Häuser abgerissen und abtransportiert werden mussten. Und natürlich übernahmen sie – gegen eine moderate Vergütung selbstverständlich – auch den Abbruch und den Abtransport.

Und als die Zeit kam, Post zuzustellen, waren natürlich Ten Eyck und Tonneman die richtigen Männer für diese Aufgabe. All diese Arbeiten wurden nach einem einfachen Plan bewerkstelligt: Sobald sie einen Job an Land gezogen hatten, stellten die beiden jemanden ein, der die Arbeit machte.

Sie hatten nicht nur überall die Hände im Spiel, sie waren auch Meister in den Dingen, die sie anpackten. Und wenn Tonneman auch nicht zur Kirche ging, so tat Conraet Ten Eyck dies umso eifriger. Dies beschwichtigte den Bürgerrat. Es ließ sich nicht bestreiten – die Firma von Ten Eyck und Tonneman florierte.

Jetzt saß Tonneman in seiner Eigenschaft als Postmeister von New York so früh am Sonntagmorgen in der Old Soldiers Tavern und knabberte, hin und wieder von seinem Tee schlürfend, ohne Appetit an einem alten, trockenen Teekuchen herum, anstatt mit seiner Frau und seinen Kindern zu frühstücken. Die Post, die gewöhnlich spätestens am Samstagabend in New York eintraf, hatte Verspätung, und Tonneman wartete auf Jacob de Kees, den Postreiter aus Neuengland, der durch das Tor am Broad Way in die Stadt kommen musste.

Auch zwei Rotröcke, junge Burschen, die erst vor ein paar Minuten gekommen waren, saßen in der Taverne. Sie hatten sich an dem Tisch gegenüber der geschlossenen Schwingtür niedergelassen und ihre Musketen gegen die Tischplatte gelehnt. Die beiden erweckten den Anschein, als würden sie sich, während sie sich unterhielten, den dünnen Tee in ihren Tassen schmecken lassen, doch sie nippten ständig an ihren nur halbherzig versteckten Feldflaschen. Ihr Lachen wurde zusehends lauter.

Tonneman grinste. Er hatte nicht vergessen, dass Trinken, große Reden führen und

lautes Lachen auch einmal ein Teil seiner Natur gewesen war.

»Erzähl das noch mal«, prustete einer der Burschen, der bei irgendeinem Händel oder Scharmützel sein rechtes Ohr verloren hatte und nun dem anderen sein linkes entgegenstreckte, um kein Wort von der Geschichte zu versäumen.

Sein Kumpan, ein Bursche mit gebrochener Nase, holte tief Luft, um das Lachen zu unterdrücken, das ihn schüttelte. »Ich hab's doch schon gesagt. Der Pfaffe ging die Stufen zum Altar hinauf.«

»Und weiter? Was ist dann passiert?«, fragte Abgerissenes Ohr begierig. »Erzähl's noch mal. Was hat er dort auf dem Altar gefunden?«

Gebrochene Nase krächzte und schniefte vor Vergnügen. »O weh und ach! Er hat einen Pferdeschwengel in seinem Gebetbuch gefunden!«

Kapitel 2

Sonntag, 17. März
Früher Morgen

»Mister Tonneman, Sir.«

Tonneman fuhr sich mit den Fingern durch sein kurz geschnittenes sandfarbenes Haar und wandte den Blick von den wiehernden, grobschlächtigen Soldaten ab. Samuel Hopkins, der Waisenjunge, stand neben ihm. Der Junge war nicht viel älter als der junge Moses Tonneman und verdiente seinen Lebensunterhalt mit dem Überbringen von Nachrichten.

Der Junge sah nicht wie ein Gassenjunge aus. Meistenteils waren seine gut gepflegten Kleider Geschenke von Müttern, deren Söhne aus ihnen herausgewachsen waren. Heute trug er eine braune Kniehose, Rock und Mütze, die allesamt überaus präsentabel waren. Das ehemals weiße Hemd passte allerdings nicht dazu, es musste dringend gewaschen werden. Der junge Sam wanderte durch die Straßen und bot dabei lauthals seine Dienste an. Für die meisten Aufträge bekam er einen halben Penny oder – wenn er Glück hatte – einen Penny. Der Höhepunkt seiner bisherigen beruflichen Existenz war der Tag gewesen, an dem ihm der Oberste Ratsherr Nicasius de Sille einen Shilling für das Überbringen einer Tasche gegeben hatte.

»Ja, Samuel?« Tonneman fischte einen halben Penny aus seiner Börse und reichte ihn dem Jungen.

Samuel schob eine Locke beiseite, die ihm in die Stirn fiel, und zeigte seine braunen Zähne. Die Worte sprudelten über seine Lippen. »Ihr Mann bei der Post, Jacob de Kees, steht am Broad-Way-Tor, Sir. Sie halten ihn mit der Beschuldigung fest, dass er am Sonntag arbeitet.«

Tonneman sah sich nach der Sandkiste um. Als er sie nirgendwo entdeckte, spuckte er auf den Boden und stemmte sich dann von seinem Stuhl hoch. Der Junge wich ein paar Schritte zurück. Tonneman, der aufrecht in Stiefeln achtzehn Handbreit maß und fünfzehn Stone auf die Waage brachte – das waren 30 Pfund mehr, als er als Schout von Neu-Amsterdam gewogen hatte – war eine Furcht einflößende Gestalt. Er warf einen Penny für seinen Tee auf den Tisch, nickte dem jungen Samuel zu und stapfte nach draußen.

Sein Pferd Venus, das dritte mit diesem Namen, hob, als er sich ihm näherte, den Kopf von den vergilbten Stängeln, an denen es graste. Tonneman saß auf und lenkte die braune Stute und ihren Karren den Strand hinab Richtung Wallstreet.

Kurz vor dem Water Gate war auf der anderen Seite der Straße Asser Levys Taverne. Das Schild über dem Eingang zeigte einen Löwen. Der Leiter der jüdischen Gemeinde von Neu-Amsterdam und New York verschloss soeben seine Eingangstür. Als er Tonneman erblickte, erschien ein Lächeln auf Asser Levys Gesicht.

Obwohl der Metzger, der ebenso groß gewachsen war wie Tonneman, gewöhnlich einen sehr kräftigen Eindruck machte, wirkte Levy heute beinahe hager. In der Tat schien der Metzger, dessen Gesicht eingefallen und von Schmerzen gezeichnet war, und dessen

Kleider wie leere Säcke an seinem Leib herabhingen, gut und gern ein Stone an Gewicht verloren zu haben, seit Tonneman ihn das letzte Mal gesehen hatte.

Levys kohlschwarze Augen lagen tief in den Höhlen und glänzten wie von irgendeiner Krankheit gezeichnet.

»Guten Morgen, Mister Levy. Habt Ihr ein Bier für mich an einem so schönen Morgen?«

»Ha. Ihr macht Euch lustig über mich, Mister Tonneman. Wir beide wissen, dass Ihr seit Jahren keinen Schluck mehr davon getrunken habt. Ein Christ mag vielleicht noch mal davonkommen, wenn er an einem Sonntag Bier ausschenkt, aber ein Jude wäre verrückt, sich auf so etwas einzulassen.«

»Ihr seid vieles, Mister Levy, aber verrückt seid Ihr gewiss nicht.«

Der bärtige Mann verneigte sich vor Tonneman.

Tonneman rieb sich die Nase. Jedes Mal wenn, er Asser Levy begegnete, drängte es ihn, den Mann anzubrüllen, warum sie seine Frau so gemein und abschätzig behandelten, und Levy im nächsten Atemzug anzuflehen, Racqel wieder in ihre Gemeinde aufzunehmen. Doch natürlich tat Tonneman dies nicht.

»Seid Ihr und Eure Familie wohlauf?«, fragte Levy.

»Mehr als das. Danke.«

Die beiden Männer betrachteten einander eine Weile wortlos. Dann zog Tonneman die Zügel der Stute herum und ritt nach Westen, weil er den jungen de Kees nicht länger als nötig warten lassen wollte. Erst nach fünf oder sechs Schritten seines Gauls registrierte Tonneman, dass etwas in Levys Verhalten anders gewesen war. Wie die anderen Juden der Stadt auch, hatte Levy Tonneman gegenüber noch nie ein Wort darüber verloren, dass er eine Familie hatte. Was ging im Kopf dieses gerissenen Burschen vor? Tonneman drehte sich im Sattel um, doch Levy war nirgendwo mehr zu sehen.

Die Wall Street war nur eine kurze Durchgangsstraße. Bald hatte er den Broad Way erreicht, der sich vom Fort James nach Norden bis weit in die Wälder erstreckte.

Als Tonneman am Broad-Way-Tor anlangte, war er erleichtert zu sehen, dass der Sergeant der Wache sein alter Freund Frank Nesbitt war. Der Cockney war das Abbild eines Soldaten des Königs, obgleich er in Diensten des Herzogs von York stand: Fesch und schneidig wie immer in der Uniform der Musketiere mit dem scharlachroten Rock, der scharlachroten Kniehose und ebensolchen Strümpfen. Die Knöpfe an der Seite seiner Kniehose waren schwarz wie seine Schuhe, zu denen das weiße Hemd mit breitem, einfachem Kragen auf das Trefflichste kontrastierte.

Jeder gemeine Soldat der Musketiere, und es gab einhundert von ihnen im Fort James, war mit einer Muskete und einem kurzen Schwert bewaffnet, und alle trugen Helm und Harnisch, einen ärmellosen Wams aus leichtem Metall, der bis zu den Schenkeln hinabreichte. Über beide Schultern und Hüften waren Lederriemen geschlungen, an denen je ein halbes Dutzend Metallfläschchen mit Pulver zum Nachladen ihrer Musketen hing. Am unteren Ende des einen Riemens hing ein lederner Ranzen, am Ende des anderen das Schwert.

Frank Nesbitt hatte zur Vorhut der englischen Soldaten unter dem Kommando von Brick-Hill gehört, als die Engländer ’64 Neu-Amsterdam einnahmen. Obwohl Tonneman und Nesbitt einander zum ersten Mal begegneten, als beide Männer im jeweils ›anderen

Lager‹ gestanden hatten, lernten sie während der gemeinsamen Arbeit in den ersten Jahren der britischen Herrschaft, als aus Neu-Amsterdam New York und Tonneman zum Sheriff ernannt wurde, einander mit Respekt und Achtung zu begegnen.

Und so fiel es Tonneman nicht schwer, mit einem Augenzwinkern und einem Nicken und dem generösen Versprechen von Tabak den jungen Jacob de Kees aus den Fängen der englischen Armee freizukaufen.

Tonneman lud die drei Pakete und den Postsack auf seinen Karren. »Reite nach Hause, Junge«, sagte er zu de Kees, »und leg dich aufs Ohr.«

»Ich muss noch in die Kirche.«

Tonneman klopfte Jacob auf die Schulter. Der Junge sah mitgenommen aus. Es war sein erster Einsatz als Postreiter gewesen, und prompt war Jacob in Connecticut in einen Schneesturm geraten, vor dem er in einer Scheune Zuflucht suchen musste, wo er fast erfroren wäre.

Dies und die Engländer am Tor wären für jeden Mann genug an Schwierigkeiten gewesen, geschweige denn für einen Jungen.

Nachdem sich Jacob auf den Weg zur Kirche oder ins Bett gemacht hatte, konnte auch Tonneman mit der Post den Heimweg antreten. Pieter Stuyvesant war ein mächtig bigotter Schweinehund gewesen, wenn es um Religion gegangen war, aber den Beefeatern und ihren verdammten Sonntagsgesetzen hätte der Generaldirektor der Holländisch-Westindischen Gesellschaft und Governor von Neu-Amsterdam in dieser Beziehung nicht das Wasser reichen können. In den alten Zeiten, als sie fünfzehnhundert Seelen waren, die auf fünfzehnhundert Fuß zwischen der Pearl Street und der Mauer lebten, war es ganz allein Tonnemans Aufgabe gewesen, zusammen mit seinem Gehilfen Pos den Gesetzen Geltung zu verschaffen und die Ordnung aufrechtzuerhalten. Und die der Nachtwachen.

Jetzt gab es hier Soldaten, einen Sheriff und seine Konstabler und die Nachtwachen, die alle nur darauf warteten, sich auf jeden zu stürzen, der es wagen sollte, am Tag des Herrn zu trinken oder zu arbeiten. Diese Gedanken spukten durch Tonnemans Kopf, während er Venus behutsam, doch schnellen Schrittes am Zügel den Broad Way hinabführte, um in einem weiten Bogen und auf Kosten eines Umwegs wieder dorthin zurückzugelangen, von wo er in der Pearl Street – Entschuldigung – in der Queen Street aufgebrochen war, und zu seinem Haus, das über den East River blickte.

Die Sonne war bereits vor gut zwei Stunden aufgegangen; der Himmel war wolkenlos. Die Stadt bereitete sich auf den Gottesdienst in ihren verschiedenen Gotteshäusern vor. Als er sich dem Fort näherte, fiel ihm wieder ein, was er vorhin in der Taverne gehört hatte, und er spielte mit dem Gedanken, in die Steinkirche zu gehen und sich den Klatsch der Leute anzuhören. Nein – er würde sich da besser raushalten. Er würde noch früh genug alles über den Pastor und seine Sonntagsüberraschung erfahren. Denn New York, wo auf acht Holländer zwei Engländer oder andere Ausländer kamen, war trotz seines neuen Namens und des im Jahr ’74 unterzeichneten Vertrags von Westminster in vielen Dingen noch immer so, wie es gewesen war. Und deshalb würde der Tratsch ganz von selbst zu ihm kommen; er brauchte ihn nicht zu suchen. Tonneman grinste. Der Schwengel von einem Pferd im anglikanischen Gebetbuch? Das klang nach einem wenn

auch derben Streich von Schuljungen.

Ohne das übliche, alles übertönende Werktagsgelärme war die Luft erfüllt von typisch sonntäglichen Geräuschen. Tonneman waren diese ländlichen Töne weit lieber: Das jubilierende Gezwitscher der Vögel, das Glucken und Krähen von Hühnern und Hähnen in den Höfen und dazwischen hin und wieder das Muhen einer Kuh. Was er weniger mochte, war das zufriedene Grunzen der unglaublich vielen Schweine, die den Bürgern der Stadt allmählich den Platz auf den Straßen streitig machten.

Tonneman bog vom Broad Way in die Stone Street, wo er an der Brauerei von Olaff Stevensen van Cortlandt vorbeikam, die heute natürlich geschlossen war, vor der jedoch an sechs Tagen in der Woche ein heilloses Gedränge von Wagen und Männern herrschte.

Wegen des Staubs, den van Cortlandts Wagen und Pferde aufwirbelten, hatten die Bürger von Neu-Amsterdam gefordert, dass die Straße gepflastert würde. So geschah es auch und die Straße erhielt ihren neuen Namen. Sie war die erste gepflasterte Straße der Stadt. Jetzt wirbelten die Wagen zwar weniger Staub in der Stone Street auf, doch dafür machten sie viel mehr Lärm.

Tonneman überquerte eine kleine Brücke und bog dann nach rechts auf den Broad Canal, den zu beiden Seiten die prachtvollen Häuser der reichen Kaufleute der Stadt säumten.

Ein Hauch von Frühling lag in der Luft. Tonnemans Herz schlug schneller – wie immer, wenn er sich seinem Zuhause näherte. Doch er brauchte gar nicht mit den Zügeln zu schnalzen, denn auch Venus hatte es eilig, in ihren Stall zu kommen.

Er hatte das weiße Schindelhaus über einem tiefen Steinkeller errichtet, als er damals mit Maria in die Neue Welt gekommen war. Inzwischen hatte es nur noch wenig Ähnlichkeit mit seinem ursprünglichen Aussehen. Damals war ihm ein Stück Land am Broad Way angeboten worden, doch er hatte sich für das Grundstück am East River entschieden, der mehr Schutz vor den ständig wehenden scharfen Südwestwinden bot als der North River. Natürlich waren Haus und Grundbesitz am Broad Way inzwischen erheblich an Wert gestiegen. Aber damals hatte er keine guten Entscheidungen in Geldangelegenheiten getroffen.

Als Tonnemans neue Familie größer wurde, hatte er zwei Kammern an das Haus angebaut und die große Stube erweitert. Als Nächstes hatte er eine richtige Küche in einem eigenen Raum eingerichtet. Vor acht Jahren hatte er das Dach mit rotem Schiefer neu gedeckt, das jetzt in der gleißenden Sonne kupferrot glänzte.

Eine dünne Rauchfahne kräuselte aus dem Kamin des Küchenherds.

Tonneman lenkte den Karren durch die Höfe der anderen Häuser, vorüber an winterlichen Gärten, in denen noch nichts gepflanzt war. Ein fettes Kaninchen blieb mit mümmelndem Maul erschreckt sitzen, drehte seine langen Löffel in Tonnemans Richtung und hoppelte dann durch eines der Seitengässchen davon.

Er strebte bereits auf die hintere Küchentür zu, als er von der anderen Seite des Hauses ein glückliches Kreischen hörte. Das war unmissverständlich Benjamin, sein zweitältester Junge. Tonneman lächelte. Das fröhliche Geschrei seiner Kinder war für ihn wie ein lockender Sirenengesang. Er ging um das Haus herum und blieb abrupt stehen. Er hatte Besuch: Captain Lodowyk Pos, Beauftragter des Obersten Ratsherrn der Stadt New

York.